

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Reisebilder und Skizzen aus Indien und dem letzten indischen Kriege 1857 - 1859

Lind af Hageby, Axel

Leipzig, 1861

Siebentes Capitel

[urn:nbn:de:bsz:31-260665](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-260665)

Siebentes Capitel.

Die Hindu der neuen Zeit.

Die Kasten. — Regierungsmacht und Gemeindefreiheit. — Kriegskunst. — Religion. — Philosophie. — Wissenschaften. — Literatur. — Baukunst. — Ackerbau und Handel. — Lebensweise. — Begräbnisse. — Charakter der Hindu. — Verbrechen in Indien und England. — Charakteristik der britischen Politik in Indien. — Die Sagen und die poetischen Anlagen der Hindu.

Obgleich die Berührung mit fremden Nationen von geringem Einflusse auf das Wesen der Hindu geblieben ist und diese ihren eigenthümlichen Charakter länger als alle anderen Völker behauptet haben, so haben sich ihre Verhältnisse doch ganz bedeutend umgestaltet seit dem Zeitabschnitte, den wir im vorigen Capitel flüchtig zu skizziren gesucht; ein abermaliger Beweis, daß Alles veränderlich ist unter der Sonne.

Die bedeutendsten Abweichungen von den strengen Vorschriften des Menugesetzes haben in den Kastenverhältnissen stattgefunden. Die Braminen haben ohne Weiteres die beiden Kasten der Gschatriyas und Weisayas für ausgestorben erklärt, ohne sich an die Einsprachen zu kehren, die von den Mitgliedern dieser Kasten gegen solche Behauptung öffentlich erhoben wurden; auch die Nadschputen, ein Stamm, welcher seine Herkunft einer Mischung der Gschatriyas und Weisayas zuschreibt, haben in diesen Widerspruch eingestimmt; nichtsdestoweniger ist es den Braminen insoweit geglückt, daß die beiden genannten Classen von allen Aemtern beim Opferdienste, und an einigen Orten selbst von der Theilnahme an den religiösen Gebräuche ausgeschlossen wurden, unter dem Vorwande, daß sie den Glauben ihrer Väter nicht in seiner Reinheit erhalten hätten und von dem alten Vedabunde abgefallen seien.

Die Braminen haben die Reinheit ihrer Abstammung mit größter Pietät erhalten, obschon sie von der ursprünglichen Lebensart und Sitte bedeutend abgewichen sind; einige dieser Lebensregeln sind jetzt sogar strenger als früher, so dürfen sie z. B. kein Fleisch essen und keine Frau aus einer anderen Kaste wählen. In Hindostan umgeht man das Verbot der Fleischnahrung, indem man das Fleisch, welches beim Opferdienste dem Reinigungsprocesse unterworfen worden, für unschädlich und genießbar erklärt; in Dekhan findet dieser Vorwand jedoch keine Geltung. Die Erziehung der Braminen ist der im vorigen Capitel beschriebenen ebenfalls nicht mehr ähnlich, und in den Theilen von Hindostan, in denen die persische Sprache geredet wird, sind die wichtigeren Aemter in den Händen der Muselmänner und Cayets (eine Nebenlinie der Südras); auch in dem Bezirke Nizam ist dies der Fall, und somit die Macht der Priesterherrschaft der Braminen in den Provinzen des Ganges bedeutend gesunken. Man hat statt dessen mehrere geistliche Orden gestiftet, ob aber dem Lande zum Vortheil — lasse ich ungesagt.

Die beiden, nach dem Gesetze des Menu, untersten Classen sind durch mehrere gemischte ersetzt, welche den strengsten Vorschriften hinsichtlich des Familienlebens unterworfen sind; so ist es den Mitgliedern derselben verboten, außerhalb des Familienkreises Nahrung zu sich zu nehmen und außerhalb desselben zu heirathen. Der Beruf einer Familie ist erblich und jede Abweichung vom eigentlichen Geschäfte untersagt; wer diesem Verbote zuwider handelt und dessen überführt ist, wird von seiner Familie und Kaste geschieden, erblos erklärt, seiner bürgerlichen Rechte beraubt, darf nicht als Zeuge auftreten und ist nicht allein für dieses, sondern auch für das künftige Leben verloren.

Eine der größten Wohlthaten des Fortschrittes besteht darin, daß, außer in einigen Gebirgsgegenden im Norden und in einigen kleinen Gebieten im Süden des Landes, keine eigentlichen Sclavenclassen mehr vorhanden sind; auch die Dienenden bilden keine Kaste mehr, sondern werden als Menschen angesehen und als solche behandelt.

Die obenerwähnten religiösen Orden haben keine Aehnlichkeit mit den in Europa bestehenden; die Mitglieder dieser Bruderschaften tragen eine bestimmte Kleidung: Turban und Schärpe, letztere von schmutziggelber Farbe; ihre Hauptbeschäftigung ist — Betteln.

Ein in Bengalen bestehender Orden gestattet den Männern und Frauen, in demselben Kloster zu wohnen. — In einigen dieser Bruderschaften ist die Liebe zum Märtyrertum fast bis zum Wahnsinne ausgeartet; Mitglieder derselben stehen bisweilen mit ausgebreiteten Armen, bis der Tod sie aus dieser Stellung erlöst; oder schließen die Hände so fest und so lange, bis die Nägel durch das Fleisch wachsen; Andere verstümmeln sich auf die grausamste Weise; kurz diese Bußübungen sind so vielfacher und entsetzlicher Art, daß sie das größte Mitleid mit einer Verblendung erregen, die solchen Wahnsinn hervorruft. In den Ordensclassen, welche die Lehren der Vedas als Richtschnur ihrer religiösen Ueberzeugung anerkennen, steht das geistliche Leben am höchsten; bei den Anhängern Schiwa's findet das Gegentheil statt.

Der regierende Fürst kann seine Minister nach Belieben wählen und die Anzahl derselben bestimmen. Jedes Hindu-Reich ist in Statthalterschaften von ungleicher Größe getheilt, welche wieder aus Unterabtheilungen bestehen. Der Regent ernennt die Statthalter, und diese wählen selbst die Beamten, welche mit der Verwaltung der Unterabtheilungen betraut werden.

Sir Charles Metcalfe erzählt in seinen trefflichen Aufzeichnungen über indische Verhältnisse: Die Dorfschaften bilden kleine Republiken, welche mit Allem ausgerüstet sind, was ihre Einwohner sich wünschen können, und die so gut wie unabhängig von den Fremden sind. Dynastien stürzen auf Dynastien, Revolutionen folgen auf Revolutionen; Hindu, Patans, Magulen, Mahratten, Sijhs, Engländer herrschen nacheinander — diese Dorfschaften bleiben unverändert dieselben. Wenn Unruhen im Lande ausbrechen, bewaffnen und befestigen sie sich; naht der Feind, treiben sie das Vieh hinter die Schanzen und Wälle und

lassen ihn ruhig vorüberziehen; bricht derselbe mit Plünderung und Verheerung und in großer Uebermacht über sie ein, so flieht die ganze Schaar zu dem nächsten Nachbarstamme und kehrt nicht heim, bis der Sturm vorübergezogen; und wenn ein Landstrich in einer Reihe von Jahren immer wieder überfallen und gebrandschatzt würde — würden doch die Maßregeln immer dieselben bleiben. Es kann eine Generation darüber aussterben, aber die Nachkommen kehren nach dem Abzuge des Feindes in das Land ihrer Väter zurück, um als rechtmäßige Erben Besitz davon zu nehmen, und zwar ohne daß Streitigkeiten dadurch entstehen. Diese Abgeschlossenheit der einzelnen Dorfschaften ist vielleicht eine der Hauptursachen, weshalb das Volk der Hindu trotz aller politischen Umwälzungen sich immer gleich geblieben ist.

Jedes Dorf hat seinen Häuptling, welcher zu den Zeiten des Menu von dem Könige ernannt wurde, und dessen Amt freilich erblich, aber von dem Vertrauen der Regierung und der Gemeinde abhängig war. Er besaß ein Stück Land und erhielt einen jährlichen Gehalt; seine größten Einkünfte bestanden jedoch in Abgaben. Die Grundbesitzer bildeten in diesen Dorfschaften die erste und vornehmste Classe, außer welcher noch vier andere bestanden: 1. die bleibenden Einwohner, 2. die zeitweiligen Einwohner, 3. die Handwerker, 4. die Kaufleute.

Die Hälfte der jährlichen Einkünfte des Landes ist Leibgedinge des Fürsten; wenn derselbe sich mit einem Dritttheile begnügt, hält sich das Land für sehr gering besteuert; das größte Einkommen bezieht er jedoch aus den Kronländereien.

Auch in der Kriegskunst der Hindu ist Manches anders geworden. Schon bei dem Einfalle der Muhamedaner von Ghazni beschränkten sich ihre Feldzüge nicht auf wochenlange Plünderungszüge, sie entwarfen vielmehr systematische Pläne, welche mit Geschicklichkeit ausgeführt wurden. Der Gebrauch der Artillerie und die Einführung regelrechter Truppen haben eine große Veränderung in ihrer Tactik und in ihren Bewegungen hervorgerufen. Die Hindu besitzen jetzt eine große Geschicklichkeit in der Anwendung leichter Truppen und in der Wahl

der Manoeuvre; sie liegen gern im Hinterhalt, wobei sie die unglaublichste Gewandtheit und Schlaueit an den Tag legen, den Feind von aller Verbindung, Verstärkung oder Zufuhr von Mundvorrath abzuschneiden.

Der Edelmuth und die Milde der früheren Kriegsgesetze finden keine Anwendung mehr; die langen Feldzüge haben den Hindu kriegerischer gemacht, als er früher war. Die Häuptlinge der Mahratten leben immer im Felde und haben keine andere Residenz, als ihr Lager. Wenn ihre Kriegerchaaren sich in Bewegung setzen, nehmen sie einen Landstrich von 10 bis 12 engl. Meilen Länge und 1 bis 2 Meilen Breite ein; die Streifcorps werden weit vorausgeschickt, um zu recognosciren und Lebensmittel oder Beute zu suchen. Die Abtheilungen der Hauptarmee sind bald dicht zusammengezogen, bald zerstreut, und zeigen immer eine babylonische Verwirrung. Elephanten, Kameele, Reiterei und Fußvolk, Kanonen mit ihrem Gespann, Wagen, Balanfische, Frauen, Kinder, Alles im buntesten Durcheinander und in eine einzige große Staubwolke gehüllt, bieten ein Gemälde, welches im höchsten Grade unsere Aufmerksamkeit fesselt, aber in seiner Mannigfaltigkeit schwer darzustellen sein würde. Die Artillerie und regelmäßige Infanterie ziehen in getrennten Heersäulen vorwärts, die übrigen Truppen bleiben bei dem Gepäck. Den Mittelpunkt der Armee bezeichnen zwei hohe, auf dem Rücken eines Elephanten aufgepflanzte, von Pauken umgebene und von zahlreicher Reiterei escortirte Standarten. Die übrige Cavalerie ist in größere oder kleinere Abtheilungen getheilt, und jeder Reiter mit einer, nicht selten vergifteten, Lanze versehen. In der Nähe der Dörfer wird gewöhnlich Halt gemacht, wo der Generalquartiermeister die nöthigen Lebensmittel von den Einwohnern kauft. Bisweilen verläuft sich ein aufgeschrecktes Reh oder ein Raubthier in die Reihen, welches sofort zum Ziele unzähliger Pfeile und Stockschläge wird und die schon bestehende Verwirrung noch vergrößert, so daß alle Mannszucht gestört scheint; aber ebenso schnell, wie sie verschwunden, ist die Ordnung wieder hergestellt, was von der großen Intelligenz

dieses Volkes zeugt; und trotz der scheinbaren Unordnung ist die Aufmerksamkeit eines Jeden beständig auf Alles gerichtet, was in seinem Gesichtskreise vorgeht, und seine Sinne sind von einer unglaublichen Schärfe. Es soll daher nur selten vorgekommen sein, daß die Hindu in ihren Kriegen mit den Engländern von letzteren überrascht oder von ihrem Trosse abgeschnitten wurden.

Beim Aufschlagen des Lagers gehen sie viel planvoller zu Werke, als man sich vorstellt. Die Zelte der Häuptlinge sind stattlich und mit allen möglichen Bequemlichkeiten ausgerüstet. Die Verproviantirung wird durch die Bändscharas oder Korn- oder Fleischlieferanten besorgt. Artillerie und Cavalerie spielen eine wichtige Rolle in der Armee der Hindu. Wenn die Cavalerie in kleineren Abtheilungen thätig ist, gleicht sie an Schnelligkeit einem daherbrausenden Sturme; in geschlossenen Colonnen angreifend, gewährt sie einen eindrucksvollen Anblick. Die Erde bebt unter den Hufen der Rosse; ein gellendes Kriegsgeschrei erfüllt die Luft; die hochgeschwungenen, im Sonnenlichte blizenden Waffen, die flatternden Fahnen und besonders die dunklen stattlichen Gestalten tragen nicht wenig zur Wirkung dieses großartigen Schauspielers bei.

Der Angriff des Feindes geschieht meistens in Fronte und Flanke zugleich, und zwar mit einer Truppengattung, die sich am besten zu den Angriffspunkten eignet und besonders dazu ausgerüstet ist; so werden z. B. die schweren Pferde zum Durchbrechen der Fronte, die schnellen und leichtfüßigen zur Umgehung der Flügel benutzt. Die Pferde, welche im Allgemeinen sehr kräftig sind, gehören in den meisten Heeren der Regierung, welche dieselben auch ankaufen läßt. Zu der Reiterei wählt man die längsten und kräftigsten Leute; die besten Soldaten kommen aus den Ländern des Dschumna und Ganges; auch Sinder und Araber wirbt man gern, besonders die letztgenannten, die von keinem anderen asiatischen Stamme an Fügsamkeit und Treue übertroffen werden, und denen nur die Sikhs an persönlichem Muth gleichkommen.

Man wird nicht erwarten, in diesen Blättern eine Geschichte der Gesetzgebung der Hindu zu finden, was ohnehin über die Grenzen meiner Aufgabe hinausgeht; es sei mir jedoch erlaubt, einige andere Punkte näher zu beleuchten.

Die Veränderungen, welche auf dem Gebiete der Religion vor sich gegangen sind, betreffen nicht allein die äußeren Formen, sondern auch das innerste Grundgesetz derselben. Der lebendige Glaube an einen einzigen Gott ist erstickt durch eine Menge neuer Gottheiten, die theils stofflichen Gegenständen, theils den Geistern der Verstorbenen entnommen sind. Die Lehre in der Urkunde der heiligen Vedas haben einem Handbuche weichen müssen, welches augenscheinlich das Nachwerk irgend eines fanatischen Ordens ist. Ich glaube nicht, daß das Volk sich in irgend einem anderen Lande so viel und so ausschließlich mit den Formen der Gottesverehrung beschäftigt, als dies in Indien der Fall ist; die unbedeutendste Stadt hat einen Ueberfluß an Tempeln und Götzenbildern; die ersteren werden unaufhörlich gefeigt und gesäubert, die letzteren mit Blumen und Laub geschmückt, mit Weihrauch beräuchert und heilige Gesänge ihnen zu Ehren angestimmt. Auf dem Lande erblickt man Pagoden und Gebetsplätze aller Art, wohin man das Auge wendet; in den wilden Gebirgsgegenden bestehen dieselben oft in einem mit Zinnober übertünchten und mit Blumen geschmückten Granitblocke; bisweilen steckt in den sich über den Stein herabneigenden Baumzweigen eine Fahne und bezeichnet den Ort als eine geweihte Stätte. Auf den Wegen wimmelt es von Pilgrimmen und Bettelmönchen, welche laut den Namen des angebeteten Gottes ausrufen. Die religiösen Feste, welche alle mit dem größten Prachtaufwande gefeiert werden, dauern das ganze Jahr hindurch.

Die Hindu glauben noch jetzt an das Dasein eines höchsten Wesens, von welchem Alles ausgeht, oder besser, sie sehen Alles, was ist, als Theile dieser Gottheit an; denn Gott und Welt ist nach der neuen Glaubenslehre ein und dasselbe; aber sie glauben außerdem an eine Menge anderer Götter und Göttinnen, deren Anzahl sich nicht bestimmen läßt. Einige behaupten mit der gewöhnlichen Uebertreibung

der Hindu, daß ihre Anzahl sich bis auf 330 Millionen beläuft, von denen der größte Theil aus Dienstgeistern oder sogenannten dienstthuenden Geistern in den verschiedenen Himmeln besteht, andere, ohne Namen, Beruf noch Zweck, zu Millionen gerechnet werden.

Die hier folgenden 17 Gottheiten sind die vornehmsten, von Allen anerkannt und angebetet, weil man ihnen göttliche Wirkksamkeit zuschreibt:

Brahma, das schaffende Urprincip; Wischnu, das schützende und erhaltende Urprincip; Schiwa, das zerstörende Urprincip; alle drei mit den entsprechenden weiblichen Gottheiten, die nach der Götterlehre für die Frauen der Götter, nach der Metaphysik für wirkende Kräfte angesehen werden, welche die von den Mitgliedern der Dreieinigkeit dargestellten Principe entwickeln; sie heißen:

Sereswati, Lakshmi und Parvati, auch Dévi, Bhaváni oder Durga genannt.

Ferner: Indra, der Gott des Himmels; Haruna *), des Oceans; Bavana, des Windes; Agni, des Feuers; Jama, der Fürst der Unterwelt und der Richter über die Todten; Cuvéra, der Gott des Reichthums; Cártekeia, des Krieges; Cama, der Liebe; Surya, der Sonne; Soma, des Mondes; Gunesa, der Weisheit, deren Bild als Beschützerin aller Schwierigkeiten bei jedem Unternehmen angerufen wird und über den Eingangsthüren der Wohnhäuser stets zu finden ist.

Hierauf kommen die Planeten und die heiligen Flüsse, unter welchen besonders der Ganges, als weibliche Gottheit, mit besonderer Hingebung verehrt wird.

Der Begriff des Hindu von einem zukünftigen, glückseligen Leben hängt eng mit dem Glauben an die Seelenwanderung zusammen. Er glaubt nicht nur, daß der Geist eine Reihe von wechselnden Zuständen durchlaufen muß, ehe der Reinigungsproceß beendet ist, sondern daß, um von Stufe zu Stufe zu steigen, auch der Körper die Gestalt wech-

*) Soll gewiß Baruna heißen.

seln, eine Staubhülle nach der anderen abwerfen muß, welche, je mehr das Princip des Guten das des Bösen in seiner Seele überragt, desto durchsichtiger und dünner wird, bis sie endlich in eitel Licht und Klarheit seine unsterbliche Seele umfließt. Es liegt etwas ungemein Rührendes und Frommes in dieser Idee von der Liebe des höchsten Wesens zu seinem Werke; ebenso etwas Sinniges, Tröstendes, Erhebendes in der Vorstellung von der Machtausübung göttlicher Gerechtigkeit.

Das Gebiet der Philosophie ist von den Gelehrten der Vorzeit wenig betreten, in neuerer Zeit aber mit bedeutendem Fleiße angebaut worden. Die Hindu haben jetzt sechs philosophische Systeme, welche oft mit den von den Braminen bestimmten religiösen Begriffen in offenem Streite liegen. Diese Systeme sind:

Die ältere Mimánsá, gegründet von Dscháimani; die neuere Mimánsá oder Vedánta, dem Vyása gewidmet; Niyáya oder die logische Schule des Gótama; die atomistische Schule von Canáde; die atheistische Schule von Gápila, und die deistische Schule von Patandschali.

Die beiden letztgenannten Systeme stimmen so ziemlich überein und werden deshalb mit dem gemeinschaftlichen Namen Sánkyá benannt. Diese sechs verschiedenen Schulen zerfallen in zwei Hauptlehren: Sánkyá und Vedánta. Erstere nimmt die Materie als ewiges Princip an und leugnet das Dasein eines Gottes außer derselben; die andere behauptet das Gegentheil, ja, sie geht darin so weit, daß sie der Materie jede Wesentlichkeit abspricht.

Die astronomischen und mathematischen Wissenschaften haben bei den Indiern immer in großem Ansehen gestanden und sich einer Aufmerksamkeit erfreut, die unsere Gelehrten in Erstaunen setzt. Cassini, Bailly und Playfair behaupten, daß mehrere Observationen der Hindu, die von 3000 Jahren vor unserer Zeitrechnung datiren, noch vorhanden sind und von einem ungewöhnlichen Scharfsinne zeugen. Andere, wie z. B. La Place und de Lambre, wollen diesen Berechnungen wenig Glauben schenken. Mr. Bentley, der

heftigste Widersacher dieser Hindu-Angaben, erklärt die Eintheilung der Ekliptik in 27 Mondhäuser für nicht älter, als 1442 v. Chr. und die indischen Beobachtungen etwa 1500 v. Chr., somit ein oder zwei Jahrhunderte vor dem Argonautenzuge. — Die astronomischen Berechnungen, welche dem Hindu-Kalender zu Grunde liegen, werden von den Vedas hergeleitet, sind aber in der Wirklichkeit erst um 1400 v. Chr. aufgezeichnet worden, und Parasara, welcher zuerst über Astronomie geschrieben, lebte um diese Zeit.

In der Arithmetik hatten es die Hindu weit gebracht; man will sogar behaupten, daß wir ihnen die erste Auffindung der Decimalrechnung zu danken haben; in der Algebra aber haben sie unvergängliche Lorbeeren gepflückt. Man hat lange die Araber für die Gründer dieser Wissenschaft gehalten, Mr. Colebrooke hat jedoch bewiesen, daß dieselbe in Indien bereits in voller Blüthe stand, als sie den Arabern noch völlig unbekannt war.

Die geographischen und geologischen Kenntnisse dieses Volkes beschränkten sich dagegen auf oberflächliche Vorstellungen und abgerissene Behauptungen. Sie halten den Berg Meru für den Mittelpunkt der Erde. Derselbe war kegelförmig, seine Abhänge aus Edelsteinen zusammengesetzt und der Gipfel mit einem irdischen Paradiese gekrönt. Er war von sieben concentrischen Kreisen oder Ringen festen Landes umgeben, welche durch sieben Meere von einander getrennt wurden. Der erste dieser Kreise — Dschambudevip — umschloß Indien und war von Salzwasser umgeben; die anderen sechs wurden durch Meere von Milch, Wein, Zuckerrohrsaft u. s. w. getrennt.

Obgleich die größeren Abschnitte der indischen Zeitrechnung auf astronomische Erscheinungen und bestimmte Angaben gestützt sind, scheinen sie mir zu viele mythologische Elemente zu enthalten, als daß sie die Aufmerksamkeit verdienen, die ihnen von mehreren europäischen Gelehrten gewidmet worden ist. Ich übergehe sie und will hier nur im Vorbeigehen bemerken, daß ein sogenannter Cälpa- oder Brahmatag aus 4,320,000,000 Jahren bestand. Dieser Brahmatag zerfällt in

14 Manvantaras oder Perioden, in denen die Welt von einem Menu regiert wurde. Jeder Manvantara besteht aus 71 Mahá Yugas oder großen Zeitaltern, und jeder Mahá Yuga aus 4 Yugas oder Zeitaltern ungleicher Länge, — was an das goldene, silberne, kupferne und eiserne Zeitalter der Griechen erinnert.

Die erste Periode oder Satya Yuga zählt 1,728,000, die zweite oder Treta Yuga 1,296,000, die dritte oder Devapar Yuga 864,000, und die letzte oder Cáli Yuga 432,000 Jahre. Von dem Cáli Yuga und jetzigem Manvantara sind bereits 4,941 Jahre verflossen. — Wir lassen diese Fabeln, um zu einer späteren, in den Puránas angegebenen Zeitrechnung überzugehen, welche in der Geschichte gleichzeitiger Königsfamilien dargestellt wurde, die von Sonne und Mond abstammten und in Ny'odha und der Gegend zwischen dem Dschumna und Ganges regiert haben sollen. Diese Königslinien führen uns, nach Sir W. Jones, bis auf 3500 v. Chr. zurück. Die Aufzeichnungen darüber stehen jedoch in solchem Widerspruche zu einander, daß man kein Vertrauen in ihre Richtigkeit setzen kann.

Die gegenwärtige Zeitrechnung in Hindostan beginnt mit 57 v. Chr. und heißt Vīcramaditya oder die Zeitrechnung in Malwa. In Dekhan rechnet man nach der Saliváhana oder von dem Jahre 78 v. Chr. an. Die Chronologie der Hindu bleibt unzuverlässig und dunkel bis zur Ankunft der Muselmänner; erst seitdem können gewisse Begebenheiten und Angaben als sichere Wegweiser dienen.

Die Arzneikunst wurde von den Hindu fast für eine heilige Kunst gehalten und auf alle Weise geschützt und begünstigt. Charaka und Susruta waren die ersten medicinischen Schriftsteller; man kann nicht mit Bestimmtheit angeben, zu welcher Zeit sie gelebt haben, doch waren sie im 12. Jahrh. schon bekannt. Ihre Werke wurden in das Arabische übersetzt und von den Arabern für wahre Meisterstücke tiefer Forschung und praktischer Anwendung gehalten. Noch jetzt wird die Heilkunde mit Eifer studirt und die Kenntnisse in derselben werden durch stete neue und wichtige Entdeckungen vermehrt; zwei derselben sind vor nicht

langer Zeit bis zu uns gedrungen und nicht ohne Vortheil angewandt worden, nämlich: das Rauchen der Datura beim Asthma und der Gebrauch von Cowitsch*) gegen Würmer. — Auch Chemie wurde früh getrieben, und daß die Chirurgie nicht allein gekannt war, sondern auch praktisch zur Anwendung kam, geht daraus hervor, daß in den ältesten Berichten hierüber 127 verschiedene chirurgische Instrumente aufgezählt sind; schon damals versuchte sich der Hindu-Arzt in Augen-, Stein- und anderen Operationen. Er beurtheilte den Zustand des Kranken größtentheils nach der Beschaffenheit der Haut, dem Glanze des Auges und nach dem Pulschlage. Er hatte eine ungemein scharfe Beobachtungsgabe, und sein hauptsächliches Streben war dahin gerichtet, sich in magnetische Beziehungen zu dem Kranken zu setzen, um sein Inneres zu durchschauen und die Unordnungen zu entdecken, welche den Störungen in der Uebereinstimmung des Ganzen zu Grunde lagen.

Die Sanskritsprache ist nach dem Urtheile eines berühmten englischen Sprachforschers, W. Jones, von höchst merkwürdiger Beschaffenheit; vollkommener als die griechische, reicher als die lateinische, und feiner als beide zusammen. Der erste Hindu, welcher als Grammatiker auftritt, und Beiträge zur allgemeinen Kenntniß des Sanskrit hinterlassen hat, ist Panini. Die fünf mehr oder weniger verschiedenen Mundarten, welche in den nördlichen Gegenden von Indien gesprochen werden, sind: Pandschab, Convouj, Mithila, Gudscherat und Bengalisch. Colebrooke giebt uns Aufklärung darüber, daß sie alle von dem Sanskrit herkommen, obgleich sie durch Localausdrücke und Fremdwörter (meistens lateinischen Ursprunges) eine große Veränderung erlitten haben; von den in Dekhan heimischen fünf Dialecten sind jedoch drei einer anderen Quelle entsprungen: Tāmul, Tēlugu und Kárnata; die erste dieser drei Mundarten ist die reinste und wird von mehreren Sprachforschern für die Mutter der beiden anderen betrachtet. Die Driffa- und Mahrattensprache endlich haben wenig Aehnlichkeit mit

*) Coweed (?).



Eine Willkür-Verbrennung.

einander; erstere ist, wie Wilson sagt, so mit Sanskrit vermischt, daß sie, ohne dieses Element, gar keine Sprache mehr bliebe. Die mahrattische Mundart zählt dieser Schriftsteller den nördlichen Sprachfamilien zu.

Die Schönheit der Dichtungen der Hindu bleibt uns ohne Kenntniß des Sanskrit durchaus unzugänglich; die Vollendung der Formen, die Biegungsfähigkeit, der Wortreichthum, der Wohlklang und die Pracht der Bilder, welche dieser herrlichen Sprache ihren eigenthümlichen Charakter verleihen, müssen größtentheils in der Uebersetzung verloren gehen, schon aus dem Grunde, weil die diesem Volke eigene Darstellungsweise sich oft in Gleichnissen ausdrückte, die uns so fremd sind, daß wir sie nicht verstehen, viel weniger in ihrer reizenden Unschuld, ihrer blendenden Farbenpracht und ihrer dichterischen Entzückung wiedergeben können.

Das Drama der Hindu ist reich an Abwechslungen; die tragischen Wirkungen sind mit dem Stücke verflochten, dürfen aber — nach den meisten uns bekannten Schauspielen zu urtheilen — nicht in der Schlussscene zusammengedrängt sein; es scheint, als ob die Verfasser darauf hingearbeitet haben, das Publicum beim Schlusse des Stückes in die glücklichste Stimmung zu versetzen. Längst verstorbene Helden, paradiesische Nymphen, Götter und Dämonen steigen in diesen Schauspielen herab und leben mit den Sterblichen im traulichsten Verkehr; sie treten bald als Versucher auf, bald als schützender Führer durch die tausendfachen Irrgänge des Lebens; am häufigsten führen sie die Sache zum glücklichen Ende und lassen das Schicksal dabei die Rolle des *Deus ex machina* spielen.

Die Musik gewährte dem alten Hindu einen reichen Genuß; er gab sich ihr mit ganzer Seele hin und hatte es weit in dieser Kunst gebracht. Durch die älteren Compositionen, welche noch jetzt im Munde des Volkes leben, weht ein schwermüthiger Geist, der mit gesenkten Flügeln über die Bitterkeit des Lebens zu klagen scheint. Aber die meisten vormals benutzten Instrumente hängen jetzt stumm in den europäischen Kunstsammlungen, und man kann sich eine Vorstellung davon machen,

welche untergeordnete Rolle der Musik bei den jetzt lebenden Indiern zugetheilt ist, wenn ich erzähle, daß das Instrument, welches neben der Violine am meisten gespielt wird, das Tambourin ist.

Man behauptet, daß auch die Malerei ihre Glanzperiode in diesem Lande gehabt habe. Ich will dies nicht bestreiten, weiß jedoch, daß diese Kunst sich jetzt darauf beschränkt, die Mauern und Wände der Häuser mit Wasser- oder Oelfarben zu übertünchen. Man sieht oft recht hübsch colorirte Gemälde bei den Hindu — aber die Pracht der Farben ist auch das einzige Bemerkenswerthe an denselben.

Ich sprach weiter oben von der Kunstfertigkeit der Hindu in verschiedenen Zweigen der Industrie, und erwähnte, daß sie in der Verfertigung wollener Stoffe unübertrefflich seien; dasselbe gilt von Baumwollenzengen, Bereitung der Färbestoffe und Gold- und Silberbrocate; auch als Goldarbeiter haben sie von jeher einen großen Ruf gehabt, weniger wegen ihrer geschmackvollen, als wegen ihrer dauerhaften Arbeit; so wählten sie eigenthümlicher Weise zum Einfassen häßliche, gelbe Perlen und flache Diamanten.

Die vielen herrlichen Bauwerke der Hindu zeugen von den praktischen Erfahrungen in dieser Kunst, und wenn man den Bruchstücken einiger alten Schriften Glauben schenken will, haben sie diese architektonischen Kenntnisse schon sehr früh besessen. Der vorherrschende Styl in jenen Denkmälern nähert sich am meisten dem egyptischen; und obgleich sich in der neueren Bauart der Tempel ein Anstrich vom muhammedanischen Style kundgiebt, bleibt doch der Gesamteindruck höchst originell und allem früher Gesehenen unähnlich. Mehrere der berühmtesten Tempel sind in neuerer Zeit gebaut. Die Pagode Dschagannát und die schwarze Pagode werden für die ältesten gehalten; erstere wurde im Jahre 1198, letztere 1241 v. Chr. vollendet. Ich möchte jedoch glauben, daß noch mehrere der größeren Tempel älteren Ursprunges sind, obwohl sich nichts Bestimmtes darüber aufgezeichnet findet.

Die Paläste haben Mehreres von den Verbesserungen der neueren Zeit angenommen, obwohl einige derselben den eigenthümlichen Hindu-

Stempel beibehielten, wengleich sie erst in späteren Jahren erbaut sind. Die ältesten derselben verrathen eine mangelhafte Anlage des Planes, sie müßten denn so oft verändert worden sein, daß der ursprüngliche Charakter verloren gegangen ist. Da die Grundmauern sehr fest und dauerhaft und die Dächer platt sind, ist es ein Leichtes, das Haus um ein Stockwerk zu erhöhen. Die größeren Paläste bestehen gewöhnlich aus hohen Gebäuden, die einen freien oder von Bäumen beschatteten Hof einschließen, um welchen ein breiter Bogengang führt.

Was den Ackerbau betrifft, so haben die große Fruchtbarkeit des Bodens und die günstigen climatischen Verhältnisse jedes Streben nach größerer Ertragsfähigkeit überflüssig gemacht. Die ganze Natur lächelt dem Hindu entgegen und ruft ihm zu, daß er nicht für den kommenden Tag zu sorgen brauche.

Der Handel blühte frühzeitig; es scheint, als ob die Hindu schon zu den Zeiten des Menu das Meer befahren haben und mit fremden Völkerschaften in Berührung gekommen sind; die Ausfuhrartikel in jenen Zeiten waren: Baumwolle, Tuch, Mouffelin, Kattun, Seidenzeug, Garn, Indigo und andere Färbestoffe, Gewürze, Zucker, Diamanten, Perlen, Gift, Parfümerien, — bisweilen auch Sclavinnen. Die Einfuhr bestand in wollenen Kleidungsstücken, Messing, Zinn, Blei, Corallen, Glas, Wein u. s. w.

Einige Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche dieses Volkes mögen endlich das Capitel schließen.

Die Bewohner der Ufer des Ganges sind die größten von Wuchs, die hellfarbigsten, kriegerischsten und männlichsten aller indischen Stämme; sie kleiden sich wie die Muselmänner und tragen wie diese den Turban; ihre Wohnungen sind aus Bambus und Lehm gebaut, und ihre Hauptnahrung besteht in ungesäuertem Weizenbrode. — Die Bengalesen sind weichlich und mißtrauisch, aber klug, und geschickt in Holzarbeiten; ihre Dörfer bestehen aus Strohhütten, welche in den Palmenwäldern zerstreut sind; sie bedienen sich noch der Kleidung der alten Hindu: ein weißes, leinenes Tuch um die Hüften geschürzt und

ein zweites über die Schultern geworfen; nach dem Bade pflegen sie die Glieder mit Del einzureiben, um sie weich und geschmeidig zu erhalten und sich vor dem Einflusse der feuchten Luft zu schützen. Ihre Hauptnahrung ist Reis.

In einigen Gegenden wird noch ein vollständiges Nomadenleben geführt; Menschen und Vieh wohnen zusammen, ziehen zusammen aus, um die Feldarbeiten zu verrichten, und kehren nach vollendetem Tagewerke mit einander heim.

Jedes indische Dorf hat seinen Bazar, welcher mit wohl ausgerüsteten Kaufläden versehen ist, in denen Korn, Tabak, Zucker, Backwerk und dergl. für die Käufer bereit liegt.

Das Hausgeräthe einer Hindu-Hütte besteht nur aus einer Matte, einem Bette ohne Bettzeug und Umhänge, welches am Tage aufrecht an die Wand gestellt wird, messingnenem Geschirr u. s. w. Die Speisen werden unter einem dazu errichteten Schuttdache oder, in Ermangelung dessen, unter freiem Himmel gekocht. Die Wohnungen der Reichen zeichnen sich vor denen der Armen nur durch zwei Stockwerke und einen eingefriedigten Hof aus.

Der Herr des Hauses steht mit der Sonne auf, kleidet sich an, verrichtet sein Gebet und zieht mit seiner Heerde auf das Feld hinaus, wo er arbeitet, bis die Frau mit dem Mittagessen erscheint; nach eingenommener Mahlzeit pflegt er einige Zeit der Ruhe und kehrt darauf an die Arbeit zurück, bis die untergehende Sonne ihn mit dem Vieh zum Aufbruche mahnt. Nachdem er heimgekehrt, nimmt er ein Bad, verzehrt sein Abendbrod, zündet seine Pfeife an und verbringt den Rest des Abends unter traulichem Geplauder, entweder im Schooße seiner Familie oder bei einem seiner Nachbarn.

Die Obliegenheiten der Frau sind: Wasser tragen, Getreide mahlen, das Haus sauber und rein halten, Kochen, Spinnen, mit einem Worte alle vorkommenden Hausarbeiten. Ihre Kleidung ist der des Mannes ähnlich, nur in bunten Farben und mit allerlei Zierrath versehen. Hals und Beine bleiben nackt; wenn sie ausgeht, zieht sie ein

paar gestickte Pantoffeln an; sie darf sich Fremden nicht zeigen und muß sich, wenn sie ihren Mann begleitet, in achtungsvoller Entfernung von demselben halten. Die Kinder werden mit allerlei Glitterstaat herausgeputzt und sind den Puppen eines Marionettentheaters nicht unähnlich.

Die Hindu-Städte bestehen aus hohen, meistens von Ziegelsteinen erbauten Häusern mit so winzig kleinen Fenstern, daß nur ein spärliches Licht durch dieselben in das Innere dringen kann. Die engen Straßen wimmeln von Menschen und Vieh, sodaß man sich nur mit Mühe vorwärts drängt. Unter den Kaufläden gewähren die mit Blumen, Backwerk oder Apothekerwaaren versehenen den hübschesten Anblick; sie sind gewöhnlich mit einer Veranda versehen, welche immer mit den schönsten blühenden Gewächsen geschmückt ist. Diese Städte stehen nicht wie die Dörfer unter einem sogenannten Häuptlinge, sondern werden von einem Regierungsbevollmächtigten verwaltet. Unter den Einwohnern nehmen die Geldwechsler, die Kaufleute und die Beamten, welche vom Staate besoldet werden, den ersten Rang ein. Schach-, Brett- und Kartenspiel gehören zu den Lieblingsvergnügungen, doch werden sie meistens außer dem Hause betrieben; im Kreise der Angehörigen zieht man es vor, den Liedern eines beliebten Sängers zu lauschen, zu denen ein Mitglied der Gesellschaft passende Tänze ausführt.

Die Begrüßungen und sonstigen Höflichkeitsbezeugungen sind sehr verschiedener Art; eine Person niederen Standes grüßt einen Braminen, indem sie einen Palmenzweig dreimal an die Stirn führt und sich dabei tief zur Erde neigt; bei der gewöhnlich üblichen Begrüßung legt man eine Hand an die Stirn und spricht dabei das Wort Saláám oder Nana aus. Alle Besuche außerhalb des Hauses enden damit, daß der Wirth seinem Gaste ein Betelblatt, eine Arcanuß und eine Flasche Rosenwasser überreicht; wenn man einen Gast besonders auszeichnen und verpflichten will, verehrt man ihm einen Shawl und

Berlen oder Juwelen — natürlich nur, wenn der Wirth einem reichen und vornehmen Hause angehört.

Unter allen indischen Volksfesten ist das Holi *) das wichtigste; es ist das Freudenfest bei der Rückkehr des Frühlings, bei welchem man die wiedererwachte Natur mit Liedern der Freude und des Lobes begrüßt, um hochlodernde Feuer tanzt und allen Leidenschaften die Zügel schießen läßt, sodaß eine leichtfertige Handlung der anderen folgt; so pflegt man während dieser Saturnalien einander einen gelben Saft in das Gesicht zu spritzen und sich mit einem rothen Pulver **) zu bestreuen, und begleitet diese Neckereien mit dem widrigsten Geschrei.

Die Verkehrs- und Beförderungsmittel im Inneren des Landes sind noch von der schlechtesten Beschaffenheit, werden aber ohne Zweifel bald einen anderen Zuschnitt erhalten, wenn die englische Regierung die letzten Spuren des Aufruhrs vertilgt, selbst Athem geschöpft und neue Kräfte gesammelt hat, um die durchgreifenden, durchaus nothwendigen Verbesserungen vorzunehmen, ohne welche jetzt keine Sicherheit mehr denkbar ist. — Es war nur der Wahrheit gemäß, als eine Zeitung äußerte, die einheimischen Briefträger in Indien seien ein Ersatz für Posten, Eisenbahnen und Telegraphen. Diese Briefboten laufen mit der Schnelligkeit des Blitzes von einer Station zur anderen, wo sie die dahin bestimmten Briefe und Packete zurücklassen, welche letztere nicht selten Uhren, Juwelen und andere Kostbarkeiten enthalten. Kein Sturm, kein Gewitter, kein Strom, kein reißendes Thier hält sie auf, und wer je einen dieser Eilboten zur Nachtzeit durch ein dichtes Gebüsch hat fliegen sehen, wie er kaltblütig die wilden und giftigen Thiere, als Hindernisse auf dem Wege, mit seiner knisternden Fackel fortzuschleichen sucht, kann in der That behaupten, ein so wunderbar wirkungsvolles Gemälde gesehen zu haben, wie es Wenigen zu Gesichte kommen dürfte. Der Hindu verfäumt es selten, seine Wohnung mit einem zierlichen

*) Holáká od. Huli nach anderer Schreibart.

D. Uebers.

**) Eine Mischung von dem rothen Staube der gepulverten *Caesalpinia Jap.* und der aromatischen Wurzel der *Curcuma Zerumbet.*

D. Uebers.

Garten zu umgeben, worin ich einen Beweis seines Sinnes für Naturschönheit und häusliche Gemüthlichkeit finden möchte. Diese kleinen Zufluchtsstätten gewähren in der That einen einladenden Anblick, und man begreift, daß die Besitzer derselben in ihrem Schooße Ersatz für die Mühseligkeiten des Lebens finden; sie ruhen am liebsten unter dem Schatten himmelhoher Cypressen oder unter den schützenden Blättern der Palmen, sich in Betrachtungen vertiefend über eine Welt, die sie mit ewig heiterem Antlitz einzuladen scheint: „Seid glücklich und genießt!“ — Zu dem, was ich früher über die Schließung der Ehe gesagt, muß ich noch hinzufügen, daß das Gesetz, welches dem Vater der Braut verbot, von seinen zukünftigen Verwandten Geschenke anzunehmen, jetzt noch strenger gehalten wird, als ehemals. Der Bräutigam muß bei dem Vater um die Tochter anhalten; die Trauungsgebräuche bestehen darin, daß die Braut dem Bräutigam sieben Schritte entgegen geht und bei jedem Schritte einen bestimmten Spruch oder einen Satz aus den heiligen Schriften wiederholt; mit dem siebenten Schritte ist das Bündniß geschlossen. Bei der Vermählung eines Fürsten, und wenn die Braut aus ferngelegener Gegend kommt, ist der Bräutigam verpflichtet, in der Nähe seiner Wohnung ein stattliches Haus für den Schwiegervater bauen zu lassen, welches derselbe bewohnt, wenn er seine Kinder besucht. Bei dergleichen Gelegenheiten werden oft mehrere Lac Rupien ausgeworfen (1 Lac = 100,000 Rupien oder 175,000 Thaler schwed. Reichsmünze). Der größte Aufwand wird bei diesen Festlichkeiten in Bengalen gemacht.

Jede Stadt, ja fast jedes Dorf hat seine Schule; doch beschränkt sich der Unterricht der Knaben gewöhnlich auf Lesen, Schreiben und die Anfangsgründe im Rechnen. Das Schulgeld beträgt 12 Thaler schwed. Reichsmünze im Jahre; in Bengalen und Behâr wird dasselbe in Getreide, Obst und Gemüsen bezahlt. Die reicheren Familien nehmen einen Braminen in das Haus, dem alsdann die Erziehung und der Unterricht der Kinder obliegt. Die Ausbildung der Töchter wird im Allgemeinen sehr vernachlässigt.

Bei der Bestattung der Hindu-Leichen herrschen auch verschiedene Gebräuche. In einigen Gegenden werden dieselben in sitzender Stellung mit gekreuzten Beinen begraben; in anderen wird die Leiche mit wohlriechendem Wasser gewaschen, mit Blumen bedeckt und unter Trauermusik nach dem Scheiterhaufen geführt. Bei einigen Stämmen werden die Todten zur Schau ausgestellt und das Gesicht mit rothem Pulver bestreut. Grabmäler werden selten errichtet, und wenn es geschieht, bezeichnen sie immer die Ruhestätte eines ausgezeichneten Kriegers oder einer Wittwe, welche ihrem Manne in den Tod folgte.

Wenn in einigen Gebieten der Arzt erklärt, daß der Kranke seiner letzten Stunde nahe ist, wird derselbe hinaus getragen und auf das heilige Gras gelegt; darauf bedeckt man seinen Körper mit den Blättern des in hohem Ansehen stehenden Basilicumkrautes, stimmt geistliche Lieder an und spricht leise Gebete für die Erlösung seiner Seele. Liegt die Wohnung in der Nähe des Ganges, so bringt man den Sterbenden an das Ufer dieses heiligen Flusses; sollte aber der Kranke wider Erwarten genesen, so kehrt er nicht zu seiner Familie zurück, sondern zieht in eins der in dieser Gegend gelegenen Dörfer, von denen man erzählt, daß ihre Bewohner aus lauter solchen unerwartet zum Leben Zurückgekehrten bestehen.

Der seltsame Gebrauch der Hindu-Wittwen, sich mit dem Leichnam ihres Mannes zu verbrennen, wird Sattis genannt. Man weiß nicht, woher derselbe stammt — in den Urkunden des Menu findet man nichts darüber. Diodoros, welcher um 300 v. Chr. lebte und Verschiedenes über diese barbarische Sitte berichtet, sagt unter Anderem, daß das Gesetz der älteren Frau das Vorrecht zuerkannte, ihrem Manne zu folgen, einer Frau in gesegneten Umständen aber diese That der Selbstaufopferung verbot.

Die Feierlichkeiten dabei sind nicht immer dieselben. In Bengalen wird die Frau mit dem Leichnam des Mannes zusammengebunden und dann mit Bambus bedeckt, um sie zu hindern, sich emporzurichten. In

Driffa wirft sich die Frau selbst in das Feuer, oder, richtiger gesagt, sie springt auf den Scheiterhaufen hinab, welcher gewöhnlich in einer ziemlich tiefen Grube angelegt ist. In Dekhan besteigt sie denselben, ehe er angezündet ist, setzt sich nieder, legt den Kopf des Mannes auf ihren Schooß und wartet in ruhiger Ergebung, daß sie von dem Rauche erstickt, von den Flammen verzehrt oder von den einstürzenden Balken des Gerüstes zerschmettert werde. In Gudscherat betäubt sie sich mit Opium, ehe sie sich dem Märtyrerkthume weihet. Ihre Haltung trägt in den meisten Fällen den Stempel einer unerschütterlichen Festigkeit; ihre Blicke ruhen mit dem Glanze der Verklärung auf der umstehenden Menge; in einem weißen Gewande, die Arme gen Himmel gestreckt oder über die Brust gefaltet, lächelt sie den gierigen Flammen entgegen, bis dieselben sie einhüllen, und sie, gleich einer überirdischen Erscheinung, in denselben verschwindet.

Wenn aber die bewundernswerthe Todesverachtung des unglücklichen Opfers im letzten Augenblicke noch Schwanken verräth, verwandeln sich Mitleid und Theilnahme der Menge ebenso plötzlich in Mißvergnügen und Gewaltthätigkeiten. Es ist früher vorgekommen und geschieht noch jetzt, daß das Weib, nachdem es schon den Scheiterhaufen bestiegen hat, entweder aus Furcht vor den grauenhaften Qualen, oder beim Anblicke ihrer Kinder von plöglicher Reue erfaßt wird und von dem Gerüste herabspringt, um das Mitleid der Umstehenden anzuflehen. Für solche Bitten bleiben aber die Männer durchaus taub und gefühllos, und die Scene endet gewöhnlich damit, daß das Opfer unter Schmähungen und wildem Geschrei in die Flammen geschleudert wird.

Glückt aber ein solcher Rettungsversuch, so wird die Arme aus Scham und Reue über die bewiesene Feigheit ihres Lebens nicht mehr froh. Ein Engländer, welcher einem solchen Ereignisse beizwohnte und die Unglückliche mit Gefahr des eigenen Lebens aus den Händen der Männer befreite, erzählte mir, daß sie, als er sie einige Tage später traf, ihn mit Verwünschungen überhäufte und ihn beschuldigte, sie

ihres Seelenfriedens und der Hoffnung auf Vergebung in jener Welt beraubt zu haben.

Im Allgemeinen hat diese barbarische Sitte bedeutend abgenommen, Dank den Bemühungen der Briten! In Hindostan und Bengalen kommen noch die meisten Fälle vor; man rechnet deren auf den englischen Gebieten durchschnittlich hundert in einem Jahre. — Auch die Männer suchen in einigen Theilen Indiens eine Ehre darin, sich selbst den Tod zu geben, indem sie in das Feuer hineingehen oder sich von einer Klippe in die Fluth stürzen. Die ehrenvollste Todesart, welche zugleich Gewißheit für die Vergebung der Sünden giebt, ist die, sich vor den heiligen Wagen von Dschagannát zu werfen und von dessen riesengroßen Rädern zermalmen zu lassen.

Zu den größten Lastern des Hindu gehört seine unüberwindliche Neigung, sich Anderer Eigenthum anzueignen; er besitzt eine wunderbare Kunstfertigkeit im Stehlen; ganze Dorfschaften leben vom Plündern und Rauben, und die Thugs, die eine besondere Kaste bilden, haben ein förmliches Handwerk daraus gemacht, welches sie unter Anrufen ihres Gottes Bhawéni treiben, dem die Hälfte der Beute nach beendetem Raubzuge als Dankopfer dargebracht wird.

Ein anderer hervorragender Fehler dieser Völker ist ihr Mangel an Wahrheitsliebe. Sie lügen mit der größten Frechheit und bekräftigen ihre falschen Aussagen durch die heiligsten Eide, mit der heimlichen Freude, dem Nächsten durch Betrug zu schaden. Sie halten es für verdienstlich, ihre Anlage zu allerlei Mänken auf jede Weise zu entwickeln, und bedienen sich dabei der Waffen der List und Schmeichelei; und wehe Dem, der sich mit ihnen einläßt, ohne auf diese Schliche vorbereitet zu sein!

Die Bewohner der Gebirgs- und Waldgegenden des mittleren Indiens sind den übrigen sehr unähnlich; von kleinem Wuchse, eigenthümlicher Gesichtsbildung, schwarzer, glänzender Haut, durchdringendem Blicke, hervorstehenden Backenknochen, niedriger Stirn und breiten Schultern, haben sie ein wildes, abstoßendes Aussehen. Sie legen

selten Kleider an, sind aber beständig mit Pfeil und Bogen bewaffnet, da sie in ununterbrochener Fehde mit den Grenznachbarn liegen. Ihre Hauptnahrung besteht in den Früchten des Mahuabaumes. Die Bevölkerung der nördlichen, sogenannten „trockenen“ Länder ist verhältnißmäßig sehr thätig und abgehärtet.

Die Mahratten, welche ein unfruchtbares Gebirgsland bewohnen, sind ernst, bestimmt, kühn und ordnungsliebend. — In Bengalen, wo der Boden sich, so zu sagen, selbst bestellt, und der Mensch in einem Paradiese lebt, das ihn mit Allem umgiebt, was er sich wünschen kann, und er somit keine Nahrungsforgen kennt, sind die Bewohner so in Müßiggang und Weichlichkeit versunken, daß sie physisch und moralisch dadurch verdorben sind.

Der Hindu ist im Allgemeinen sehr empfänglich und leicht zu leiten; nur in Religionsangelegenheiten läßt er sich seine Ueberzeugung nicht nehmen, besonders wenn man ihm mit Gewalt eine andere aufzudrängen sucht. Er ist seinem Herrn ergeben und dient dem am treuesten, der ihn mit größter Milde behandelt; wem er dient, gilt ihm gleich; in diesem Falle kennt er keine Gewissenszweifel, obgleich er in sonstigen Glaubenssachen eine achtunggebietende Standhaftigkeit und Beharrlichkeit zeigt; ein Bramine würde lieber Hungers sterben, ehe er verbotene Nahrung zu sich nimmt; und der geringste Diener würde vor Scham vergehen, wenn er vergäße, sein Morgen- oder Abendgebet zu verrichten.

Das Gefühl der Selbstständigkeit ist nicht zur besonderen Entwicklung bei ihm gekommen, doch liegt in seinem Charakter mancher Zug, der von dem Bewußtsein seiner Menschenwürde zeugt. So würde der Häuptling einer Dorfschaft sich z. B. lieber den schrecklichsten Qualen unterwerfen, als daß er zugäbe, daß ein Herrscher seinem Stamme einen Tribut auferlegte.

Der Muth des Hindu wächst mit der Gefahr, denn bei kleinen Widerwärtigkeiten zeigt er sich oftmals feig. Ich habe ihn im Kampfe gegen einen überlegenen Feind Proben der erhabensten Todesverachtung

ablegen sehen. — Wenn er eine gelinde Strafe empfangen soll, hält man ihn für das furchtsamste Wesen der Welt; ist aber die Todesstrafe über ihn verhängt, von welcher er keine Rettung mehr hoffen kann, so empfängt er den Todesstreich mit der größten Ruhe, gleichsam, als ob er über sein Schicksal triumphire; ich selbst habe solchen Strafvollziehungen beigewohnt und muß bekennen, daß diese Standhaftigkeit mir die größte Achtung und Theilnahme einflößte, obgleich das Urtheil an Verbrechern vollzogen wurde, welche durch verübte beispiellose Grausamkeit ihre menschliche Natur verleugnet hatten.

Ein großer Theil der Verbrechen, welche die britischen Behörden in diesem Lande zu bestrafen gezwungen sind, muß auf Rechnung des gekränkten Ehrgefühles und verletzten Nationalstolzes gesetzt werden. — Ich spreche hier nicht von den Stämmen der Thugs und Decoits, welche in der That Straßenräuber und als solche eine Ausnahme sind, sondern von dem indischen Volke im Allgemeinen. Beim Aufstellen eines Vergleiches zwischen Engländern und Indiern kommen wir zu dem traurigen, thatsächlichen Ergebnisse, daß die schwersten Verbrechen ihren fruchtbarsten Boden da gefunden haben, wo die Bildung am siegreichsten vorgeschritten ist.

Nach den im Unterhause eingelieferten Berichten von 1832 kamen von den in diesem Jahre unterzeichneten Todesurtheilen in England und Wales 1 auf 203,271 und in Bengalen 1 auf 1,004,182 Einwohner; von den Deportationen (Verurtheilungen zu den Strafcolonien) auf Lebenszeit in erstgenanntem Lande 1 auf 67,173 und in letzterem 1 auf 402,010 Bewohner. Die Zahl der Todesurtheile stieg in England und Wales auf 64, in den bengalischen Provinzen auf 59; und hierbei dürfen wir nicht außer Acht lassen, daß die Einwohnerzahl des einen Landes auf 13, die des anderen auf 60 Millionen geschätzt wird.

Ich will zwar keinesweges den Umstand unerwähnt lassen, daß die damalige Polizei in England — wie noch jetzt — viel besser organisiert war, als die indische, und deshalb eine größere Anzahl von

Verbrechen entdecken und zur Strafe ziehen konnte; aber selbst wenn wir demselben die größte Wichtigkeit beilegen, bleibt das Endergebniß kein sehr ehrenvolles für ein Land, welches sich zu den gesittetsten der Erde rechnet.

Ich habe während meines Aufenthaltes in Indien mehrfach sagen hören, daß die Bewohner das ihnen erwiesene Wohlwollen niemals erwidern, und daß man vergeblich ein Gefühl der Dankbarkeit in ihnen zu wecken suche. Gestützt auf eigene Erfahrungen, wage ich nicht nur, diesen Satz zu bestreiten, sondern sogar zu behaupten, daß ein Herr, welcher seine Pflichten kennt und ihnen gemäß handelt, in seinem Hindu-Diener so viel treue Ergebenheit und Dienstbeflissenheit findet, wie er sie in einem europäischen Diener vergeblich suchen würde. Ich habe dies während einer längeren Krankheit vielfach erfahren, und zwar auf eine Weise, die mich tief gerührt. Ein Opfer wirklich schwerer Leiden, einsam, kraft- und muthlos, oft zwischen Tod und Leben schwebend, setzte ich mein ganzes Vertrauen in meinen Diener, der mich mit der größten und liebevollsten Sorgfalt pflegte. Ja, ich danke meine Genesung nur einem eingeborenen Arzte, welcher heimlich zu mir geführt wurde, um meinen britischen Aesculap nicht zu erzürnen. Und wer war denn dieser Herr, welcher von seinem Diener Tag und Nacht wie ein lieber Bruder gepflegt wurde? Ein Fremdling, der gekommen war, um gegen die Landsleute dieses Hindu zu kämpfen, welche das Schwert gezogen hatten, um die vaterländische Erde von fremdem Joch zu befreien! Und was würde die Folge sein, sollte der Kranke, Dank der Pflege seines Dieners, genesen? — daß ersterer sofort von ihm scheiden und eilen würde, abermals thätigen Antheil an der Unterjochung seines Vaterlandes zu nehmen! — Und dennoch verließ nicht er mich, sondern ich ihn!

Man mag von dem räthselhaften Menschenherzen sagen, was man will — man kann nie den Wärmegrad desselben nach einer oft kalten und starren Außenseite beurtheilen; es ist weder unempänglich, noch unzugänglich, wenn man sich nur Eingang zu verschaffen weiß;

es klopft in jeder Brust mit gleicher Zärtlichkeit, wenn es nur Gelegenheit dazu hat; sein größtes Bedürfniß ist, verstanden zu sein, und es fürchtet nichts mehr, als lieblos zurückgestoßen oder mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden. Da wendet es sich weinend ab und die Thränen ersticken seine bessere Natur; es zieht sich krampfhaft zusammen, die Blumen welken und sterben an der Wurzel ab, und das Ganze wird hart wie Stein. — Wenn dagegen die freundliche Sonne der Liebe von einem anderen Herzen hinein fällt, und die warmen, lichten Strahlen zünden und in einander schmelzen, da weichen alle bösen Gedanken ohnmächtig in den Hintergrund; da tönt es wie Harfenspiel in des Menschen Brust und weckt den guten Engel, welcher lächelnd seine Tittige ausbreitet, um die ganze Welt liebend zu umschließen.

Meine Leser werden zu dem Glauben kommen, daß ich mit diesen Aeußerungen einen Einspruch gegen die Ausdehnung der britischen Macht in Indien habe erheben wollen. Nun ja — ich will es nicht leugnen! Wir dürfen nicht vergessen, daß die erste Zerstückelung des Reiches in Folge freundschaftlicher Uebereinkunft geschah, aber ebensovienig, daß Feuer und Schwert es zu dem gemacht haben, was es jetzt ist. Man kann diese Art, ein Volk zu unterjochen, nicht billigen und ebensovienig die Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten gutheißen, welche, gleich anfangs, von der Verwaltung der Compagnie an den Unterjochten verübt wurden. So wie aber die Macht aus den Händen der Compagnie in die der britischen Regierung überging, wurde das ganze Verwaltungssystem verändert und gemildert. — Während sie einerseits die Fürsten ihrer Throne beraubte und die Vorrechte der höheren Kasten beschränkte, strebte sie andererseits, die Lage der unteren Classen durch Schulen, zweckmäßige Gesetze und Verkehrsanstalten zu verbessern. Hinsichtlich der Religion haben die Engländer eine lobenswerthe Duldung bewiesen, indem sie dem Hindu freie Religionsübung gestattet und die christlichen Missionaire nur sehr spärlich unterstützt haben. Möge der Beweggrund zu dieser Staatskunst reines Wohlwollen für die Hindu, Interesse für Freiheit und Bildung,

oder das Streben nach größerer Ausdehnung der englischen Macht und nach einem besseren Markte für die britischen Erzeugnisse gewesen sein — der Erfolg ist darum nicht weniger erfreulich.

Es ist nicht zu leugnen, daß es für Ostindien und die übrige Welt besser gewesen wäre, wenn die englische Regierung Kraft genug besessen hätte, ihre weisen Pläne vollständig auszuführen; aber sie hat hier leider zu große Rücksicht mit den Sonderinteressen und der Charakterchwäche ihrer Vertreter gehabt. Die im Dienste der Compagnie oder der Regierung angestellten Männer waren oft unerfahrene junge Leute, welche weder das Volk richtig zu behandeln, noch ihr Amt zu verwalten wußten, voller Vorurtheile und aus Unbekanntschaft mit der Sprache des Landes unfähig, sich in die Anschauungsweise und Empfindungen des Volkes hinein zu denken, weshalb sie die Hindu denn auch bisweilen mehr als Thiere wie als Menschen behandelt haben; und dies unrichtige Verfahren der Einzelnen sammt der Ohnmacht der Regierung, demselben Einhalt zu thun, haben nach meiner Ansicht mehr zum Ausbruche der Empörung beigetragen, als das eigentliche britische Regierungssystem.

Diese Erhebung hat neben ihren traurigen, blutigen Folgen auch große Vortheile gebracht. Sie hat die Aufmerksamkeit des englischen Volkes auf die obwaltenden Zustände hingeleitet und es von der Unvermeidlichkeit einer Verbesserung derselben überzeugt; somit wird sie ohne Zweifel zu einem rascheren Fortschreiten des großen Civilisationswerkes und zur endlichen Befreiung der Hindu von der englischen Herrschaft beitragen.

So viel über die englische Politik hinsichtlich ihrer Eroberungen in Indien. Ich hoffe nicht nur, ich weiß, daß viele Engländer meine Ansichten hierüber theilen. Aber die Zustände in der Verwaltung des Landes und unsere kriegerischen Unternehmungen in demselben sind zwei ganz verschiedene Dinge, letztere eine natürliche Folge der ersteren, weshalb man diesmal vergebens an das edlere, bessere menschliche Gefühl appellirt hätte, welches augenblicklich nur nach Krieg verlangte. Es

handelte sich nicht mehr um Eroberungen, sondern den unglücklichen Landsleuten zu Hülfe zu eilen, welche von einer mit dem äußeren Scheine von Vaterlandsliebe geschmückten Rachgier zu Sühnopfern ausersehen waren. Denn ein Volk, welches aufsteht, um ein fremdes Joch abzuschütteln und seine Selbstständigkeit zu erklären, ist, trotz aller erlittenen Erniedrigung und trotz aller Ursache zum Haße gegen seine Feinde, von einer so reinen, göttlichen Idee durchdrungen, daß es sich unmöglich zu Handlungen herabwürdigen kann, welche man wohl den wilden Bestien, aber keiner noch so tiefgesunkenen Menschennatur zuzuschreiben vermag.

Nun ist aber mit ziemlicher Klarheit bewiesen, daß diese letzten Unruhen in Indien keine Erhebung in dieser Richtung gebietenden Bedeutung des Wortes waren, sondern der Versuch einiger herrschsüchtiger Abenteurer, das Land in ihre eigene Gewalt zu bekommen. Und aus dem ganzen Auftreten und Verfahren dieser Führer konnte man schließen, daß das Land, wenn ihr Unternehmen mit Erfolg gekrönt wurde, unter viel härteren Druck gekommen wäre, als es bis jetzt der Fall gewesen war.

Ungeachtet des für sie traurigen Ausganges der letzten Kriege ist es kaum zu bezweifeln, daß die Hindu noch jetzt an eine neue Ordnung der Dinge und an eine hellere Zukunft glauben, im festen Vertrauen auf die Macht der von ihnen angebeteten Gottheit. Ihr ganzes Wesen hat einen Anflug von Schwärmerei und echter Poesie, und in dem Hofstaate der letzteren hat die Hoffnung niemals gefehlt. Das Volk weiß sich so in seine Ueberlieferungen hinein zu denken, daß es förmlich in denselben fortlebt, — und was sind diese Anderes, als rosigte Vorstellungen von der Vereinigung eines sinnlichen Lebens mit einem vergeistigten, in welchem Götter und Menschen in innigster Beziehung zu einander stehen; und diese Vorstellungen haben das ganze Volksleben zu einem einzigen wunderbar schönen, bedeutungsvollen, großartigen Gedichte gemacht. Wir können kaum in die ärmlichste indische Hütte treten, ohne daß uns eine dichterische Sage oder Mythe willkommen

heißt, d. h. wenn wir die Sprache der Bewohner verstehen. Der geringste Diener, der unserer Befehle wartet und sich mittelst einer selbst zurechtgemachten Sprache verständlich zu machen sucht, welche man am besten mit dem Namen „Nadebrechen“ bezeichnen würde, fällt mitten in dem gewöhnlichsten Gespräche plötzlich in seine geheimnißvollen Betrachtungen zurück und überläßt sich den Eingebungen des Augenblickes, welche ihn bald über das Sternenzelt hinaustragen, bald in den Abgrund wirklicher oder eingebildeter Qualen schleudern.

Ich bin während meines Aufenthaltes in Indien mehrfach auf das Gebiet der Feen- und Märchenwelt geführt worden und habe mehrere der kleinen Erzählungen aufgezeichnet. Zwei derselben mögen hier einen Platz finden, in der Ueberzeugung, daß dieselben nicht ohne Interesse gelesen werden.

I.

Es war Nacht, als Cama (der Gott der Liebe) und Cartekeya (der Gott des Krieges) gleichzeitig die Wohnung des Neymeno, eines grausamen, raubgierigen Fürsten betraten. Derselbe fuhr aus festem Schlafe empor und frug zürnend, wer es wage, ungerufen die Schwelle seines Palastes zu überschreiten. Da öffnete Cama zuerst die Lippen und sprach: „Neymeno, als du das Scepter aus den Händen deines sterbenden Vaters empfangst, schwurst du mit einem heiligen Eide, dein Volk mit Liebe und Milde zu regieren. Kaum war aber die Gewalt in deinen Händen, als du es vergaßest, auf dem Altare Cama's zu opfern; dein Herz wurde hart, wie der weiße Stein, und du hattest deine Lust daran, deine Unterthanen auf das Grausamste zu quälen. Mache dich bereit, o Fürst! denn ich bin gekommen, um dich zu strafen!“ Darauf nahm Cartekeya das Wort und sprach: „Höre mich, Neymeno! ich bin der Feind des Cama, und wenn du versprichst, von jetzt an dem Gotte des Krieges fleißig zu opfern, kann ich dir von großem Nutzen sein. Ich will diesen Gott dazu bewegen, dir sein Wohlwollen zuzuwenden und dir behülflich zu sein, Länder und Ruhm zu

gewinnen — aber der Weg dahin geht über Berge von Leichen und durch Ströme von Blut. Willst du meinen Rathschlägen nicht folgen, so bin ich hier, um deinen Eigensinn zu bestrafen.“ — Deymeno aber, der sich so unerwartet von zwei Gefahren bedroht sah, gerieth in große Angst und wandte sich an Gunefa, die die Macht hat, alle Schwierigkeiten zu besiegen, mit der Bitte, ihm zu erscheinen und ihn aus dieser schwierigen Lage zu befreien. — Gunefa kam, erfuhr, was geschehen war, und sprach: „Deymeno, du bist in der That so tief gesunken, daß es kein Mittel giebt, durch welches du dich selbst retten könntest; dein Schild ist nicht stark genug, den Pfeilen zu widerstehen, welche diese beiden Fremdlinge in ihren Köchern führen. Wenn es Hilfe für dich giebt, so muß dieselbe von einem Wesen kommen, dessen Herz sanft ist, wie das Auge Soma's (der Gott des Mondes) und rein, wie der Schnee auf den Bergen der weißen Schutzgeister!“ — Darauf nahmen Cama und Cartekya jeder einen Pfeil aus seinem Köcher, legten denselben auf den gespannten Bogen und sprachen: „Da du nicht zwischen uns wählen willst, so mache dich bereit, dein Urtheil zu empfangen: wisse denn, Deymeno, daß du demjenigen von uns gehören wirst, dessen Pfeil am tiefsten in dein Herz dringt!“ — Zu den Füßen des Fürsten aber schlummerte sein kleiner Sohn; aufgeweckt durch das Geräusch erblickte er die auf die Brust seines Vaters gerichteten Pfeile, sprang mit der Schnelligkeit des Blitzes empor, schlang die Arme um des Vaters Hals und blieb wie ein lebendiger Schild an seiner Brust hängen. Bei diesem Anblicke verließ Cartekya bestürzt das Zimmer, Cama aber ließ den Bogen sinken, lächelte und sprach: „Deymeno, nur durch Liebe wird der beleidigte Gott der Liebe versöhnt. Du bist gerettet; werde nun weise durch das, was du eben erlebtest.“ — Und Deymeno lauschte der Stimme der Liebe und wurde ein guter Fürst, der bis an seinen Tod in Frieden und Milde regierte und von seinem Volke geehrt und geliebt ward.

II.

Siva, ein junges, wunderliebliches Mädchen, wohnte an den Ufern des Ganges. Sie war so schön und unschuldig, daß Surya (der Sonnengott) sich in sie verliebte, als sie eines Tages aus dem heiligen Bade stieg und am Strande hinaufging. Er erklärte ihr seine Liebe und bat sie, ihm als Braut in seine lichte, goldene Welt zu folgen. Sie erwiderte, daß ihr strenger Vater sie bei Gelegenheit einer schweren Krankheit dem Varuna (Gott des Meeres) verlobt habe, und sie ihn deshalb nicht erhören dürfe, obwohl sie sich wunderbar zu ihm hingezogen fühle. Surya aber wollte hierauf nicht hören, schloß die bebende Siva in seine Arme und hauchte auf ihre Stirn, und alsobald fiel ein Schleier aus den feinsten Sonnenstrahlen über die Gestalt des Mädchens herab. — Darauf breitete der Gott seine Flügel aus, um mit der Geliebten davon zu schweben. Siehe, da erschien aber mit Klagen und Weherufen Varuna, in einer Welle verborgen, deren weißer Schaum auf Siva flog und das Feuer löschte, welches ihre Gestalt verhüllte. Surya aber hauchte sie abermals an, und neue dichtere Lichtstrahlen umflossen sie; aber auch die Woge schwoh höher und höher, bis sie sich auf ihren Raub stürzte und denselben verschlang. Da entfloh der Sonnengott, Varuna aber nahm die Leiche mit in den Strom hinab, um sie in dessen Tiefe zu begraben. Seitdem schwebt der bleiche Geist der Siva noch immer beim Auf- und Untergange der Sonne auf der spiegelklaren Fluth des Ganges, um den ersten und letzten Kuß des Geliebten zu empfangen.